

62]

## Der Sumpf.

Roman von Upton Sinclair. Autorisierte Uebersetzung.

(Schluß.)

„Ihr sagt für Farmarbeit,“ meinte Mr. Maynard, „dann scheint die Arbeit in Ihrem Gemeinwesen nicht gleich bezahlt zu werden?“

„Augenscheinlich nicht, da die eine Arbeit leicht, die andere aber schwer ist, sonst würden wir vielleicht Millionen von Landbriefboten, aber keine Kohlenbergleute haben. Natürlich können die Löhne dieselben bleiben und die Arbeitsstunden wechseln. Das eine oder das andere wird sich stets ändern, je nachdem eine größere oder kleinere Zahl von Arbeitern in irgend einem größeren Zweig benötigt wird. Das ist genau so, wie es jetzt gemacht wird, nur mit der Ausnahme, daß die Versekung der Arbeiter jetzt blind und nach Zufall bewerkstelligt wird, auf Gerüchte hin und durch Klame, anstatt augenblicklich und vollständig durch einen Regierungserlaß.“

„Was geschieht aber nur in bezug auf solche Beschäftigungen, für die es schwierig ist, die verbrauchte Zeit zu kalkulieren? Wie stellen sich z. B. die Arbeitskosten eines Buches?“

„Augenscheinlich sind es die Arbeitskosten für Papier, Druck und Binden — ungefähr ein Fünftel der jetzigen Durchschnittskosten.“

„Und der Verfasser?“

„Ich habe schon erwähnt, daß der Staat intellektuelle Arbeit nicht kontrollieren kann. Der Staat kann vielleicht sagen, daß es ein Jahr Zeit beanspruche, ein Buch zu schreiben, und der Verfasser kann behaupten, daß er dreißig Jahre dazu brauche. Goethe sagte, daß jedes Wort von ihm einen Beutel Geld kostete. Da jeder Mensch intellektuelle Bedürfnisse hat, so wird er mehr arbeiten und mehr zu verdienen suchen und sich mit diesem Ueberschuß an Verdienst nach seinem Geschmack mit geistiger Kost versehen. Ich lebe auf derselben Erde wie die Allgemeinheit, ich trage dieselben Schuhe und schlafe im gleichen Bett; aber ich habe nicht dieselben Gedanken und wünsche nicht solchen Denkern einen Verdienst zukommen zu lassen, die die Mehrheit vielleicht schätzt. Ich wünsche, daß diese Dinge freier Entscheidung überlassen bleiben, wie das gegenwärtig der Fall ist. Wenn Leute einen bestimmten Prediger zu hören wünschen, so tun sie sich zusammen und steuern bei, jeder nach seiner Kraft, und bestreiten so die Kosten der Kirche und den Unterhalt des Priesters und genießen dafür seine Predigt. Ich, der ich ihn nicht hören will, bleibe weg, und es kostet mich nichts. Es gibt doch auch jetzt schon Zeitschriften über Ägypten, über Münzen, katholische Heilige, Flugmaschinen und Sportberichte, und ich weiß von alledem nichts. Andererseits würde es, wenn die Lohnsklaverei abgeschafft würde und ich nur etwas Geld sparen könnte, ohne einem ausbeutenden Kapitalisten einen Tribut bezahlen zu müssen, eine Zeitschrift geben, in der die Lehre Friedrich Nietzsches, des Propheten der Evolution, oder Fletcher, der über Ernährungsfragen schrieb, interpretiert und der Allgemeinheit unterbreitet würde, und in der vielleicht Artikel stünden über die Abschaffung der Schleißen, die wissenschaftliche Erziehung von Männern und Frauen, die Einführung einer Scheidung bei gegenseitigem Einverständnis.“ Dr. Schliemann hielt für einen Augenblick an. „Das war ein Vortrag,“ meinte er lachend, „und doch habe ich eigentlich erst begonnen!“

„Was gibt es denn da sonst noch?“ fragte Maynard.

„Ich habe einige negative Seiten von Vergewandung durch die Konkurrenz festgelegt,“ antwortete der andere. „Ich habe die positiven Vorteile gemeinsamer Arbeit aber noch kaum berührt. Rechnen wir auf jede Familie fünf Köpfe. Es gibt ungefähr fünfzehn Millionen Familien hier zu Lande, und wenigstens zehn Millionen davon leben für sich allein. Der Badezettel im Hause ist entweder die Frau oder irgend ein Lohnsklave. Nun setzt einmal an Stelle dessen das moderne System pneumatischer Hausreinigung, die Sparsamkeit gemeinsamen Kochens und betrachtet dabei vorläufig nur einen bestimmten Punkt, nämlich das Abwaschen des Geschirrs. Es ist sicherlich wenig gerechnet, wenn ich sage, daß das Geschirrabwaschen für eine Familie von fünf Köpfen eine halbe Stunde pro Tag

in Anspruch nimmt, bei zehn Stunden täglicher Arbeit stellt es aber selbst dann schon die Arbeit von einer halben Million körperlich rüstiger Personen — meist Frauen — dar, um das Abwaschen des Geschirrs für das ganze Land zu besorgen. Und nun zieht in Betracht, daß in jedem meiner kleinen Gemeinwesen eine Maschine sein würde, die die Teller abspült und trocknet, und dies nicht nur fürs Auge, sondern sie nach wissenschaftlicher Anforderung sogar sterilisiert — und dabei alle schmutzige Arbeit und neun Zehntel der Zeit spart. Alles dies könnt Ihr in Frau Gilmanns Buch finden. Und dann nehmt Kropotkin „Landwirtschaft, Fabriken und Werkstatt“ und lest über die neue Agrikulturwissenschaft, die in den letzten zehn Jahren geschaffen worden ist, vermöge derer durch intensive Landwirtschaft ein Gärtner das Zehn- bis Zwölffache in einer Saison ernten kann und zweihundert Tonnen von Gemüse aus einem einzigen Acker zu gewinnen sind, und durch die die Bevölkerung der ganzen Erde von den Erträgen des wissenschaftlich gründlich ausgenützten Bodens der Vereinigten Staaten allein zu ernähren ist. Es ist unmöglich, solche Methoden jetzt in Anwendung zu bringen infolge der Unwissenheit und der Armut der zerstreuten Bevölkerung auf den Farmen, aber denkt Euch die Vorsehung von Nahrungsmitteln von uns Sozialisten erst einmal in die Hand genommen und durch Wissenschaftler systematisch und rationell betrieben. Alle die unfruchtbaren und felsigen Strecken der Erde werden un bebaut gelassen; Spielplätze für unsere Kinder, Jagddistrikte für unsere jungen Männer, einsame Winkel für unsere Poeten werden aus ihnen gemacht. Das günstigste Klima und der günstigste Boden wird für das geeignetste Produkt ausgewählt, die Bedürfnisse des Gemeinwesens sind genau bekannt und der Umfang der Bodenbebauung wird dementsprechend bemessen. Die besten Maschinen werden angewandt und die Leitung liegt in den Händen auserwählter Agrikulturchemiker. Ich wurde auf einer Farm erzogen und kenne die mühselige, monotone Beschäftigung des Farmarbeiters. Ich will Euch daher ein Bild davon geben, wie es nach der Revolution aussehen wird. Eine große Kartoffelpflanzmaschine will ich Euch beschreiben, die durch vier Pferde oder einen elektrischen Motor gezogen wird, Furchen ziehend, die Kartoffeln einsetzend und bedeckend, und so eine Reihe von Ackern Landes an einem Tage herrichtend, die große Kartoffelermaschine durch Elektrizität getrieben, über die Tausende von Acker Landes sich bewegend, die Kartoffeln aus der Erde schaufelnd und in Säcke füllend. Jede andere Art von Gemüse und Getreide wird in der gleichen Weise behandelt. Äpfel und Orangen werden von Maschinen gepflückt, Röhre durch Elektrizität gemolken, und alles das gibt es bereits heute, wie Ihr wißt. Schildern möchte ich Euch das Erntefeld der Zukunft, zu dem Millionen glücklicher Menschen in ihren Sommerferien mit Extrazügen kommen, von denen jeder seine Arbeit angewiesen erhält. Vergleicht dann mit alledem die gegenwärtigen, verzweifeltsten Existenzkämpfe unserer unabhängigen kleinen Farmen, die unser heutiges System notwendig macht; da ist ein dumpfer, verstörter und unwissender Mann zusammengekoppelt mit einer gelben, dünnen und trübseligen Gefährtin, die sich beide abpladen von vier Uhr morgens bis um neun Uhr nachts. Die Kinder müssen arbeiten, sobald sie nur laufen können. Sie wühlen den Boden auf mit dem dürftigsten Gerät und sind abgeschlossen von allem Wissen, aller Hoffnung, von aller Wohltat der Wissenschaft und der Erfindungen, allen Freuden des Geistes eingespannt in die Fesseln des täglichen Existenzkampfes durch elende Konkurrenzarbeit und sich ihrer Freiheit noch rühmend, weil sie zu kurzfristig sind, ihre Ketten zu sehen.“

Dr. Schliemann hielt einen Augenblick an. „Und dann,“ fuhr er fort, „stellt an die Seite dieser unbegrenzten Nahrungslieferung die neuesten Entdeckungen der Physiologen, nach denen die meisten Krankheiten der Menschen ihren Grund in einer Ueberernährung tragen, und daß es weiter erwiesen ist, daß Fleisch zur Nahrung unnötig ist und Fleisch offensichtlich schwieriger zu produzieren ist wie pflanzliche Nahrung, daß seine Zubereitung mehr Arbeit erfordert und daß es leichter der Verunreinigung ausgesetzt ist. Aber wer begreift das, solange es den Gaumen stärker reizt?“

„Wie aber will der Sozialismus das alles ändern?“ fragte das Mädchen, jetzt zum erstenmal sich in die Diskussion mischend.

„Solange wir Lohnflaverei haben,“ erwiderte Schliemann, „macht es nicht im geringsten etwas aus, ob eine Arbeit erniedrigend und abstoßend ist, denn es ist immer leicht, Leute zu finden, die sie ausführen. Aber in demselben Augenblick, wo die Arbeit nach freiem Willen getan werden wird, wird auch der Lohn für derartige Arbeiten anfangen zu steigen. Dann wird eine nach der anderen dieser schmutzigen Fabriken zugrunde gehen, und es wird sich geradezu billiger stellen, sie von Grund auf neu aufzubauen. Dann werden gefährliche Industriebetriebe mit allen nur möglichen Sicherheitsvorrichtungen ausgestattet werden oder an Stelle der dort produzierten Sachen werden andere fabriziert werden. In genau demselben Tempo, in dem sich die Bürger unserer industriellen Republik intellektuell und physisch emporarbeiten. Jahr für Jahr werden auch die Kosten für die Schlächtereiprodukte steigen, bis endlich jeder, der Fleisch essen will, selbst zu Schlachten gezwungen ist — und glaubt Ihr etwa, daß solch ein Gebrauch sich lange halten wird? Um nun aber zu einem anderen Punkt überzugehen — eine der notwendigen Begleiterscheinungen des Kapitalismus in einer Demokratie ist politische Korruption, und als Folge der Zivilverwaltung durch unwissende und lasterhaft Politiker stellen sich jene fürchterlichen Volkskrankheiten ein, an denen die Hälfte unserer Bevölkerung frühzeitig zugrunde geht. Und selbst wenn der Wissenschaft ein Versuch nach dieser Richtung hin gestattet würde, so könnte sie doch nur wenig ausrichten, weil die Mehrheit der Menschen überhaupt nicht menschlich fühlende Wesen sind, sondern einfach Maschinen, die für den Reichtum anderer sich abradern. Sie leben zusammengepfercht in stickigen Häusern und sind bestimmt, im Elend zu verfaulen. Die Bedingungen, unter denen sie ihr Leben fristen, fügen ihnen fürchterlichere Krankheiten zu, als alle Doktoren der Welt zu heilen vermöchten. Diese verseuchten Menschen aber stellen geradezu Herde der Ansteckung, der Lebensvergiftung für uns alle dar. Deshalb behaupte ich aus tiefster Ueberzeugung heraus, daß alle medizinischen und chirurgischen Entdeckungen, die die Wissenschaft weiterhin machen wird, immer von geringerer Wichtigkeit bleiben müssen als die Anwendung der Kenntnisse, die wir bereits besitzen — wenn nur erst die Enterbten des Lebens auf ihr Recht, auf ein wahrhaft menschliches Dasein, bestehen.“

Nach diesen Worten schwieg der Doktor wieder und verharrte einen Augenblick in diesem Schweigen. Jurgis aber nahm wahr, daß das junge hübsche Mädchen, das am Tische saß, mit demselben verklärten Gesichtsausdruck zuhörte wie er, da er zum erstenmal die Lehre des Sozialismus vernahm. Späterhin, als die Gruppe aufbrach, hörte er Mr. Fisher in gedämpfter Stimme zu ihr sagen: „Ich möchte wissen, ob Mr. Maynard in Zukunft noch in gleicher Weise über den Sozialismus schreiben wird wie bisher.“

„Das weiß ich nicht, aber wenn er es tut, so ist er ein Betrüger!“ lautete ihre Antwort.

Bald darauf kam der Wahltag. Die langwierigen Kämpfe waren vorüber, und das ganze Land schien mit atemloser Spannung das Ergebnis abzuwarten. Jurgis und alle die anderen Angestellten von Hinds' Hotel hatten kaum ihr Essen hinter sich, als sie nach der großen Halle eilten, die die Partei für diesen Abend gemietet hatte.

Schon warteten viele Leute in großer Anzahl, und die Telegraphenapparate auf der Tribüne begannen zu klappern. Als das Endergebnis gezoget wurde, zeigte die Zahl der sozialistischen Wähler 400 000, ein Zuwachs von nahezu 350 Prozent gegenüber der Wahl vor vier Jahren. Und damit ließ sich schon etwas beginnen; jeder hoffte natürlich, daß an allen Orten gute Resultate gezeitigt würden. Jeder wollte möglichst rasch die Zahl der Stimmen wissen und wünschte, daß die Endsumme 6 und 7 oder gar 800 000 Wähler aufweisen werde. Gerade jetzt war ja doch in Chicago eine fast ungläubliche Zunahme der sozialdemokratischen Stimmen zu verzeichnen. Im Jahre 1900 waren es 6700 Stimmen gewesen und jetzt 47 000. In Illinois stieg die Zahl in dem gleichen Zeitraum von 9600 auf 69 000. Es war ein erhebender Anblick, die Menge hereinströmen zu sehen, als der Abend immer weiter vorrückte. Eingelaufene Wahlergebnisse wurden verlesen, die das Volk mit donnerndem Beifall aufnahm, irgend jemand hielt eine Ansprache, ein kurzes Schweigen und — weitere Wahlergebnisse folgten. Dann lief die Nachricht von dem Wahlergebnis der benachbarten Staaten ein. Das stellte

wieder einen großen Erfolg dar. Die Stimmen von Indiana waren von 2300 auf 12 000, die von Wisconsin von 7000 auf 28 000, die von Ohio von 4800 auf 36 000 gestiegen. Telegramme liefen im Hauptquartier der Partei ein, von enthusiastischen Leuten in kleineren Städten abgefaßt, die innerhalb eines Jahres ganz unerwartete und überraschende Zunahmen an Stimmen aufzuweisen hatten. Es liefen tatsächlich aus hunderten solcher kleinen Städte Telegramme ein — ganze Packs wurden angehepelt. Die Männer, die diese Depeschen von der Tribüne herab verlasen, waren erprobte Kampfgewissen, die ihren Mann gestanden und eifrig um Stimmen geworben hatten und nun den nötigen Kommentar zu allen diesen freudigen Resultaten liefern konnten.

Dann kamen die öffentlichen Nachrichten aus den verschiedenen Bezirken und Distrikten der Stadt selbst. Ob es nun ein Fabrikbezirk oder einer jener sogenannten fashionablen Distrikte war, das machte nur wenig Unterschied — überall hatten die Sozialisten Stimmenzuwachs zu verzeichnen. Was aber die Parteileiter am meisten überraschte, das war der kolossale Zuwachs an Stimmen aus den Viehhöfen. Packingtown umspannte drei Distrikte der Stadt, und die Stimmen im Jahre 1903 betragen nur 500, am Ende des gleichen Jahres 1600. Jetzt, ein Jahr später, waren es 6300, und die demokratische Partei schnitt nur mit 8800 ab. Es gab aber sogar andere Distrikte, in denen die demokratische Stimmenzahl buchstäblich überrannt wurde. Chicago war nun an führende Stelle gerückt und stellte für die Partei eine neue Standarte auf. Es hatte den Arbeitern den Weg gezeigt!

Jetzt nahm ein Redner von der Tribüne her das Wort, und die Augen von 2000 Menschen waren auf ihn gerichtet. Jeder Satz wurde mit Beifall belohnt. Der Redner war Leiter des von der Stadt in den Viehhöfen angelegten Hilfsbureaus, gewesen, bis ihn der Anblick all des Elends und der Korruption schier krank gemacht hatte. Er war jung, hatte ein fast verhüngertes Aussehen, war aber voll Temperament, und als er seine Arme in die Höhe hob, gleichsam die Menge antreibend, schien es Jurgis, als ob dieser Mann vom richtigen Geist der Revolution besetzt sei! „Organisiert Euch, organisiert Euch!“ so schallte sein Ruf.“

Er fürchtete die ins riesige gewachsene Anzahl der Stimmen, die seine Partei nicht erwartet und nicht verdient hatte. „Diese Männer sind keine Sozialdemokraten,“ rief er. „Diese Wahl wird vorübergehen. Die Erregung wird sich legen, und die Leute werden alles das vergessen, und wenn auch Ihr wieder alles vergeht und in Lethargie zurückfällt und Eure Ohren wieder der neuen Lehre verschließt — werden wir diese Stimmenmehrheit wieder verlieren, die wir heute erreichten, und unsere Feinde werden uns auslachen und uns verspotten. Es liegt jetzt bei Euch, sagt Euren Entschluß jetzt in der Aufwallung des Sieges. Sucht die Männer auf, die für uns gestimmt haben, bringt sie in unsere Versammlungen, organisiert sie, macht sie zu eisten Gliedern unserer Partei. Wir werden nicht alle unsere Kämpfe so leicht finden wie diesen. Ueberall im Lande werden heute Nacht die alten Parteipolitiker die Gründe für unseren Stimmenzuwachs studieren und ihre Segel danach drehen, und nirgend werden sie rascher bei der Arbeit sein und verschlagener als in unserer Stadt. 50 000 sozialistische Stimmen in Chicago bringen für nächstes Frühjahr neue Pläne der Demokraten über Verstaatlichung öffentlicher Nutzbarkeiten. Dann werden sie nochmals versuchen, die Wähler zu narren und dazu alle Machtmittel der Korruption in Anwendung bringen. Aber was sie auch immer tun mögen, wenn sie aus Nader gekommen sind — eins werden sie nie tun, nämlich das, wofür sie eigentlich gewählt sind. Sie werden in unserer Stadt niemals das städtische Gemeineigentum (municipal ownership) einführen, ja, sie denken nicht einmal daran und werden nicht einmal den Versuch dazu machen. Alles was sie tun werden, besteht darin, daß sie unserer Partei in Chicago die größten Chancen geben, die je dem Sozialismus in Amerika gegeben worden sind. Dann aber wird sich der Umsturz vorbereiten, der durch nichts mehr aufgehalten werden kann in seiner Wucht. Er wird so unwiderstehlich und überwältigend in die Erscheinung treten, daß er die vergewaltigten Arbeiter Chicagos an unsere Fahne fesseln wird. Wir aber werden sie organisieren, sie anleiten und auf den Sieg vorbereiten. Wir werden jeden Widerstand zu Boden drücken, unsere Gegner zu Paaren treiben, und Chicago wird unser sein! Chicago unser!“

## Ein Winterspaziergang.

Wie wenige haben eine Ahnung von der wunderbaren Herrlichkeit des Waldes im glühenden Winterkleide, von der schimmernden Pracht und märchenhaften Schönheit, die über dem schneebedeckten Forste ausgebreitet ruht, von dem vielfältigen Leben, das sich auch jetzt in den scheinbar erstorbenen Waldeshallen regt!

Siegreich hat die Sonne die Nebel zerstreut und blüht nun heiter und lagend vom blauen Himmel hernieder, als freue sie sich über die winterliche Landschaft und die unvergleichliche Schönheit, die der Frost herbezubaubert.

Wir machen einen kleinen Spaziergang und durchschreiten den kleinen Vorgarten, dem man es freilich jetzt nicht ansieht, welche reiche Blumenfülle er später entfalten wird. Die gütige Mutter Natur hat über unsere Pflöglinge, die wir schon vorsorglich dicht eingehüllt hatten, noch eine weiche Schneedecke gebreitet; sie liegen warm und wohl in tiefer Ruhe und träumen von künftiger Lenzespracht. Aber dort, fast verborgen unter halbfröhen, glänzend grünen Blättern, schimmern uns große weiße Blumen entgegen. Christ- oder Weihnachtstrosen sind's, die ihren Namen alle Ehre machen, da sie gerade zum Feste ihre herrlichen Blumen erschließen. Welch lieblicher Anblick! Mitten in kalter Winterzeit, wenn die letzten Herbststern schon längst verblüht sind, und die garten Frühlingskinder noch nicht daran denken, ihre Köpfechen vorzustrecken, öffnen die schönen Blumen ihre weißen, rosa angehauchten Kelche; goldgelb leuchten die zahlreichen Staubgefäße, denen sich noch ein Kranz zierlicher, grüner Honiggefäße anschließt.

Auf dem Strahendamme tummeln sich dreiste Spähen; dazwischen trappeln zierliche Haubenlerchen, um hier und da ein Körnchen aufzuspüren, denn eben hat ein mitleidiges Menschenkind der darobenden Vögel gedacht und ihnen etwas Futter hingestreut. — „Zerr, zerr!“ Klingt es da plötzlich vernehmlich an unser Ohr, und dann folgen langgezogene, pfeifende Töne, bis das Liedchen mit einem fröhlichen Triller endet. Wer ist der wohlgenute Sänger, der auch bei Winterkälte nicht verstummt? Ein winziges Vögelein sitzt auf einem hervorragenden Zweige einer Gartenhede; ein Zaunkönig ist es, der lustig mit seinem in die Höhe gerichteten Schwanzlein wippt. Eben hat er sein Lied geendet, da ist er spurlos verschwunden; er ist behend in die Hede geschlüpft und so flink und raslos in seinen Bewegungen, daß wir vergeblich versuchen, ihm mit den Augen zu folgen. Nur das leise Abklingen des zierlichen Reifebehanges der Zweige verrät die Nähe des drolligen Zwerges. Der Morgennebel hat diese schimmernde Pracht erzeugt und alles rings um uns mit funkelndem Gesehme überhäufet. Jeder Zweig, jeder dürre Grashalm, selbst jedes Spinnengewebe ist über und über mit feinen Silbersternen behängt. Das leuchtet und glänzt im Lichte der Sonne, das blüht und strahlt gleich kostbaren Edelsteinen. Die weißstämmigen Birken, die den Weg zu beiden Seiten einfassen, sehen märchenhaft schön aus; Millionen von glühenden Eiskristallen sind über die feinen, niederhängenden Zweige ausgebreitet. Die Bäume vermögen kaum die blendende, duftige Herrlichkeit zu tragen, denn beim leisesten Lufthauche fallen die zierlichen Eiskristalle zu Boden. An den Spitzen der schlanken Zweige sehen wir schon die Anfänge der gedoppelten Blütenknospen. Die harren festgeschlossenen gedulbig dem Frühling entgegen. Die Kälte kann ihnen und all den anderen Blatt- und Blütenknospen, die sich schon im Sommer und Herbst an Baum und Strauch gebildet haben, nichts schaden; mögen sie auch äußerlich von Eis überzogen sein, der zarte Keim ist durch zahlreiche dicke Hüllen geschützt, zu denen Mutter Natur vorsorglich Seide, Wolle, Gummi, Harz — lauter schlechte Wärmeleiter — gewählt hat. So tragen die Pflanzen tief verborgen und sicher bewahrt in unscheinbarer Hülle eine reiche Lebensfülle in sich, die zu rechter Zeit von der Sonne wach gelüht, zu herrlicher Entfaltung kommen wird.

Der Feldweg, den wir eingeschlagen haben, führt uns allmählich etwas bergan, dem Walde entgegen. Unser Blick schweift über die glänzende, weißschimmernde Landschaft, aus der hier und dort, wo der Wind sein Spiel mit dem Schnee getrieben hat, das frische Grün der Saat hervorkuckt. Rein, der Schnee ist kein Leidentuch, unter dem die Natur tot und starr begraben liegt, er ist eine weiche, warme Decke, unter deren Schutz sie wohlgeborgen schlummert und dem Frühlingsmorgen entgegenräumt.

Vor uns liegt der Wald in wunderbarer Pracht und schweigender Majestät. Wir betreten die gewölbten Hallen, die von hochragenden, schlanken Stämmen wie von Säulen getragen werden. Bald leise flüsternd, bald anschwellend zu starkem Orgeltone rauscht der Morgenwind in den Kronen, deren dunkles Grün einen wunderbaren Gegensatz zu dem schneeigen Weiß bildet. Auch in den Rissen der rötlichen Stämme hat sich der Schnee abgelagert und zieht sich an der Wetterseite wie ein Schleier bis zur Erde nieder, mit deren weißem Gewande er zusammenfließt. Hier und dort stehen graugrüne Wachholderbüsche mit stechend spitzigen Nadeln und schwarzen, blaubereiften Beeren zwischen den Kiefern, oder Brombeergestrüpp rankt sich über den Weg. Aus der Ferne klingt das heitere Getöse vorüber ziehender Krähen, die gierig nach Beute suchen; dann herrscht wieder feierliches Schweigen im Walde. Da tönt ein leiser Lockruf an unser Ohr, gleich darauf ein zweiter, und bald vernehmen wir auch antwortende Stimmen. Sie schallen aus einem Kieferbaume, aus dessen grünen Zweigen es uns rot entgegenleuchtet, bald leuchtender, bald schwächer. Wahrlich, man könnte meinen, es stünde hier mitten im Wald ein Weihnachtsbaum, mit

prächtigen roten Äpfeln behängt, wenn uns die Vogelstimmen und die flatternde Bewegung nicht eines Besseren belehrte. Wir verhalten uns ruhig und betrachten das liebliche Bild näher, froh, daß sich die schönen Vögel, in denen wir Kreuzschnäbel erkennen, nicht durch uns in ihrem harmlosen Treiben stören lassen. Hier leitet ein hochrot gefärbtes Männchen von Zweig zu Zweig, indem es den Schnabel wie ein Papagei geschickt zur Hilfe nimmt; dort pukt ein Weibchen sein graugelbes Federkleid; andere sind eifrig mit den Vorbereitungen zu einer Mahlzeit beschäftigt. Wohl ist ihnen der Tisch reichlich gedeckt, denn Pappeln gibts in Hülle und Fülle, doch dürfen sie sich nicht die Mühe verbrießen lassen, die reifen Samen herauszulösen. Dabei leistet ihnen ihr seltsamer Schnabel, dessen Spitzen sich kreuzweise übereinander legen, vortreffliche Dienste. Gar kunstvoll bauen die Kreuzschnäbel ihr napfförmiges Nest und füttern es so weich und warm mit Nadeln, Moos und Flechten, daß dem Weibchen und der jungen Brut weder Schnee noch eifige Stürme etwas anhaben können.

Unser Spaziergang hat uns jetzt gerade in einen vorherrschend mit Fichten bestehenden Teil des Waldes geführt. Kerkzengerade ragen die durch dichtes Gezweig oft verborgenen Stämme empor; sie tragen eine pyramidenförmige, zugespitzte Krone; unter der Last des Schnees sind manche der langen, dünnen Äste tief niedergebogen. An einer sonnigen Stelle im Nadelwerk sitzt ein allerliebste Goldhähnchen, das emsig die Risse der Baumrinde nach allerlei Larven und Insekten durchsucht. Aber auch sonst fehlt es den grünen Fichtenzweigen nicht an Winterbewohnern. Wir vernahmen das leise Wispern und Pfeifen der Meisen, sehen Kleiber, Baumläufer und Finken, die sich oft zu buntgemischten Gesellschaften zusammentun, weil sie gemeinsam die Nahrungsorgen besser überwinden und Hilfsmittel aufspüren lassen.

Bei einer Biegung des Weges liegt ein kleiner, leicht überfrohener Waldsee vor uns; er ist von Erlen und Birken eingefast, aus denen eben, von unseren Schritten aufgeschreckt, ein Feigenschwarm emporflattert. Schade, daß es uns nicht vergönnt war, die niedlichen, lebhaften Tiere zu beobachten. Dafür gewahren wir aber nicht fern von uns ein Rudel Rehe, die auf einen Augenblick ihre Ohren spizen, dann aber fortfahren, an den Baumknospen zu knuppeln; trauen sie uns nichts Böses zu, oder hat die Zeit der Not und Entbehrung sie dreister und zutraulicher gemacht?

Außer Erlen und Birken mischen sich hier noch mancherlei andere Laubbäume in den Fichtenwald; sind sie auch ihres Blätter-schmucks beraubt, so erkennen wir die verschiedenen Arten doch leicht an ihrem Stamm, ihrer Ast- und Knospenbildung. Nur eine alle, knorrige Eiche hat ihr welkes Laub, allen Herbststürmen zum Trost, noch mit zäher Ausdauer festgehalten, als wolle sie auch hierin ein Bild der Kraft und Treue darstellen. Hoch oben in der malerisch zerrissenen, vielzadigen Krone schimmert es gelbgrün, als hätte sich ein Ast schon vorzeitig in ein Maiengewand gehüllt. Da fällt unser Auge auf ein gelbgrünes Zweiglein zu unseren Füßen, das wie aus starkem Leder gearbeitet scheint. Wir betrachten den seltenen Fund mit seiner gabelteiligen Verzweigung, den knotigen Gelenken, den ganz randigen, etwas stichelförmigen Blättern, die in spärlicher Zahl einander gegenüber sitzen. Es ist eine Mistel, die sich dort oben angesiedelt hat. Nur selten erwählt sie sich eine Eiche zum Wohnsitz; häufiger finden wir sie auf Tannen und Kiefern, Ahorn und Pappel oder auf den Obstbäumen im Garten. Unsere heidnischen Vorfahren würden in schwer Ehrfurcht zu dem Baume emporgeblickt haben, denn die auf Eichen wachsenden Misteln waren dem Gotte Wotan geheiligt und standen in besonders hohem Ansehen. Sie galten als Mittel gegen Zauberel, Gift und Krankheit und wurden unter besonderer Feierlichkeit von weizgelleideten Priestern mit goldener Sichel abgeschnitten. Aber weder der Förster noch der Landmann sehen diesen Mistelbusch gern; sie erblicken vielmehr in ihm eine zudringliche Schmaroherpflanze, die sich auf Kosten anderer ernährt und seinem edlen Gattgeber ein trauriges Siechtum bereitet, wenn man ihn nicht zeitweilen mit allen Wurzeln aus der Holzsticht des Baumes ausschneidet. Nur in England ist der Mistel etwas von ihrem Ansehen geblieben; noch jetzt hängt man in der Weihnachtszeit einen Mistelzweig in dem mit Stechpalmen geschmückten Hause auf.

Eben gedachten wir noch der Stechpalme, da treffen wir sie schon auf unserem Weg. Der stattliche Strauch gewährt einen gar schönen Anblick. Wie prächtig nehmen sich die lederartigen, glänzend grünen, weiligen Blätter aus, die am Rande dornig gezähnt sind und wie ein Spiegel die Sonnenstrahlen zurückwerfen. Wir fügen einen Zweig der Stechpalme unserem kleinen Strauße hinzu und treten dann frohen Mutes den Heimweg an. Zu Hause wartet unser ein trauliches Zimmer, in dem der Weihnachtsbaum würzigen Tannenduft verbreitet und dessen behagliche Wärme uns nach dem Aufenthalt in der frischen, kräftigen Winterluft doppelt wohlthun wird.

R. Z.

## Kleines feuilleton.

p. Der Silvesterkarpfen. Von Willfried, dem Fuhrmann, der so billiges Holz und wohlfeile Weihnachtsbäume verkaufte, ist hier schon früher einiges erzählt worden. Aber die Geschichte von seinem Silvesterkarpfen kennen unsere Leser noch nicht.

Eines Tages zwischen Weihnachten und Neujahr sitzt Willfried wieder einmal in der Kneipe, raucht seinen Knafter, guckt stillbergnügt

in sein Glas und hört zu, was die anderen sagen. Denn Willfried hielt's stets mehr mit dem geschlossenen als mit dem offenen Munde. „Was Geschick's kommt nicht heraus bei dem Gesabber,“ meinte er. „Galt's Maul und tu was.“

Nur zuweilen, wenn sie ihn hänseln wollten, oder wenn sonst eine großförmige Lummheit zutage kam, warf er seinen gepfefferten Brocken dazwischen. Danach schnappten sie wie der Hund nach der Fliege.

Heute saß da der Holzschläger Veit, der Tagelöhner Jonas und Belberg, der Gemeindefreier, der „einen Gehalt“ bezog, womit er gern renommierte, trotzdem es ein Gehalt war, dessen bloße Nennung schon Hungergefühle verursachte. Belberg hatte denn auch ewig Appetit und war gerade dabei, die Vorzüge eines rechten Silberstarpfens in das richtige Licht zu setzen.

„Am letzten Tag im Jahr,“ sagte er, „hat bei mir zu Haus ein jeder Mensch einen Starpfen im Topf. Aber hier, in dieser lausigen Gegend? Ich glaub', man kann einen Goldfuchs dafür ausbieten, und läuft doch sieben Meilen in der Runde vergebens umher.“

„Ho! Ho!“ Hier protestierten Veit und Jonas. Eine halbe Stunde von hier, mein Lieber, im Forst, da ist ein Teich, so dick voll davon, daß Du nur die Hand reinzustrecken brauchst, und es hängen Dir an jedem Finger ein paar.“

„Aber freilich,“ setzte Veit, der Holzschläger, mit einem bedeutungsvollen Lächeln hinzu, „zu raten ist's keinem, seine Händchen da hinein zumischen. Eine Scharoladung ins Rückenende oder ein paar Hundezähne in die Waden könnt's absegen. Unser Herr Graf liebt da keine Missetat.“

Soll's ihm wohlschmecken, bis er dran würgt, der Geizhammel!“ sagte Belberg. Und nach diesem frommen Wunsch: „Prost! Recht hab' ich darum doch. Denn von dem, was die Grafen essen, wird der Gemeindefreier nicht satt. Verkauft wird er mir keinen. Und geschenkt nehm' ich nichts.“

„Schade,“ spöttelte Veit. „Du brauchst es ihm nur zu sagen, und er schickt Dir einen Zwanzigpfänder.“

„Mit der dazugehörigen Butter!“ äußerte sich Willfried.

„Was!“ Belberg spie aus. „Ein Schneiderstarpfen schmeckt grad' so gut.“ Er trank sein Glas in einem Zuge leer. „Seringe für's Volk! He, was sagst Du, Willfried. Speißt Du auch einen Starpfen zum Silberstarpfen?“

„Ich möcht' schon.“

„Was da's anbelangt —“, meinte Veit.

„Mögen möchten wir alle“, sagte Jonas. „Aber — das seht er mit listigem Augenzwinkern hinzu — für die Art Ware weiß auch der Willfried keine billige Quelle. Ja, wenn sie haufenweis im Wald umher lägen!“

„Wasch Dir's Maul!“ sagte Willfried.

Veit nickte dazu. „Ich glaub' auch, da's schaffst Du nicht, Willfried.“

Der paffte und sann, als kümmere ihm das Gespräch nicht mehr.

Aber da schrie Belberg: „Ich sag's ja: unmöglich ist's in dieser gottverlassenen Gegend, wo der Graf den Tagelöhnern das Fell über die Ohren zieht, wo die Holzschläger von Baumrinde leben müssen und die Gemeindefreiere einen Gehalt kriegen, daß jedem ehrlichen Christenmenschen die Seele im Leibe friert. Kreid' noch eins an, Gastwirtschaft! 's ist schon alles egal!“

Willfried's Ehrgeiz war erwacht. „Unmöglich, sagst Du, Belberg? Das Wort kenn' ich nicht. Wenn's sein muß, schaff ich Euch Straußeneier und Elefantenbraten.“

„Weiden wir bei dem Starpfen,“ riet Jonas. „In die Wüste sollst Du nicht.“

„Mehr Wüste als hier gibt's überhaupt nicht!“ erklärte Belberg.

Willfried war etwas nähergerückt: „Kommt am Silberstarpfen, so zwischen Dämmer und Dunkel zu mir. Ihr kriegt einen Starpfen. Jeder bringt aber'n Knust Butter mit.“ Weiter war aus Willfried nichts herauszubringen. Er ging wild, mit seinem ehrgeizigen Lächeln um die Lippen. — —

Sie stellten sich denn auch, noch halb zweifelnd, zur verabredeten Zeit in Willfried's Wohnung ein. Der saß gemütsruhig am Fenster seiner Stube, qualmte und las die Zeitung.

„Wo ist der Starpfen? Schnort er schon?“

„Gebt mir die Butter her. Dann fang' ich ihn. Vor Abend wird nicht angerichtet.“

„Fangen willst Du ihn erst?“

„Ich hab's nicht weit. Bloß bis zu meinem Teich.“

„Deinem Teich? Hast Du denn —?“ Jonas lachte.

„Gewiß hab' ich. Glaubst Du, man bindet es jedem auf die Nase? Daß sie kommen und mopsen, nicht? Einen Teich hab' ich und einen Starpfen drin.“

Die Drei sahen sich kopfschüttelnd an. Dann sagte Veit: „Wir gehen mit ihm aus dem Teich zu ziehen. 's wird ein fettgemachter Sering sein.“

Willfried antwortete nichts. Ließ sich viel Zeit, bis die Dämmerung ins Dunkel überging und die Konturen der Dinge sich verflüchteten. Dann führte er seine Gäste auf den Hof hinaus und blieb vor einem kleinen Wasser stehen.

„Was?“ Veit lachte drohend. „In dem Entenpuhl?“

Es war wirklich so etwas wie ein Entenpuhl, der zugefroren war. Die Eisdecke war nur an einer Stelle durchbrochen.

„Pst,“ mahnte Willfried. Dann piß er.

„Er lockt ihn!“ schrie Belberg und krümmte sich vor Lachen. „Starpfen, Starpfen, melde dich!“

Und Jonas begann gleichfalls lockend zu pfeifen, wie man einem Hunde pfeift.

„Ja“, sagte Willfried. „Wo ist ihr einen Starpfen oder nicht? Geht ein bißchen zurück! So, sonst fürchtet sich das Tier!“ Und ehe die Zurechtgewiesenen neue Aufstellung genommen, griff er tief ins Wasser und holte einen prächtigen, fast meterlangen Fisch heraus.

„Er zappelt noch!“ Sechs Hände griffen zu und schleppten ihn in die Küche.

„Bei Gott, es ist ein Starpfen!“ schrie Belberg.

„Ein wahrhaftiger Starpfen!“ stammte Jonas.

Veit schüttelte den Kopf: „Wie Du da's fertiggebracht hast —“

„Sollen wir ihn also wirklich schlachten?“ Willfried's Frau sah melancholisch auf den Fisch. „Du hat man ihn von Kleinauf gesättigt, hat für ihn gesorgt wie für'n Kind — es kommt mir zu schwer an, Mann.“

Aber da legten die drei ihre Butter auf den Tisch. Worauf Willfried's Frau noch einmal tief seufzte, den Holzhammer nahm, den Fisch beläutete und das Messer zückte.

Die Männer begaben sich in die Stube zurück, um Karten zu spielen.

„Wir will's nicht in den Kopf,“ sagte Belberg, „daß dies Ding da in dem Entenpuhl gewachsen sein soll!“

„Versteht Du auch was von Starpfenzucht?“

„Wenn auch nicht. Aber daß er aus's Pfeifen hört —“

„Es ist eben mit der Zeit fast 'n Haustier geworden. Wie 'n Hund beimal. Ich glaub', ich hätt' ihn bis in die Küche locken können.“

„Hör auf, ja.“ Alle lachten.

„Du gibst.“ Sie spielten.

„Ich glaub', es war ganz gut, daß er geschlachtet wurde,“ meinte Jonas dann gelegentlich. „Hätte schon Moos auf dem Kopf.“

„'n bißel schwach war er schon,“ bestätigte Veit.

„Bei dem Alter,“ sagte Willfried so nebenher.

Und am Abend gab's eine Silberstarpfenfeier bei Willfried's, daß Belberg erklärte, das Jahr habe schlecht genug mit seinen ersten dreihundertvierundsechzig Tagen angefangen, aber Ende gut, alles gut — er sei nun wenigstens ein mal satt geworden. Nun möge die Gemeinde sich auf eine Gehaltsforderung gefaßt machen, denn er denke sich dies löbliche Gefühl öfter zu verschaffen.

Worauf sie mit den Groggläsern anstießen und riefen: „Es lebe das neue Jahr! Es lebe der Starpfen!“ (Der doch wirklich tot genug war!) „Es lebe Willfried, der Starpfenzüchter!“

Die Geschichte war aber damit noch nicht zu Ende. Sie hatte noch ein kleines Nachspiel. Willfried kriegte eine Einladung vor den Untersuchungsrichter. Der Graf hatte die Anzeige erstattet, daß in seinem Starpfenteich „eingebrochen“ worden sei. Spuren fanden sich im Schnee. Gatten aber eher etwas Elefantisches als Menschliches an sich. Ergaben also kein Resultat. Ueberhaupt die ganze Untersuchung nicht. Willfried wurde als „stets verdächtig“ zitiert. Und dann war die Kunde von dem Silberstarpfen auch irgenwiewe unter die Leute gedrungen. Willfried betraf sich auf seine Zeugen. Belberg, Jonas und Veit bekundeten der Wahrheit gemäß, daß Willfried den Starpfen aus seinem Teich gefangen. Ein Sachverständiger wurde vernommen. Er bestätigte eingehend den Entenpuhl. Und gab dann schriftlich ein neunseitiges Gutachten dahin ab, daß zwar — einerseits — der quälionierte Teich zur rationalen Züchtung von Starpfen kaum geeignet sein dürfte, daß aber — andererseits — die Aufzucht eines oder einiger des in Rede stehenden Fisches nicht zu den absoluten Unmöglichkeiten gehöre, wenn auch — und so weiter.

Worauf Willfried die staatsanwaltliche Mitteilung erhielt, daß das Verfahren gegen ihn „mangels ausreichenden Beweises“ eingestellt sei. —

Was macht man mit dem Weihnachtsbaum? Avenarius gibt auf diese Frage im „Kunstwart“ eine beherzigenswerte Antwort: Damit es ihn nicht so traurig gebe, wie dem in Anderjens Märchen. Zerhackt man ihn? Verbrennt man ihn? Wenn man recht was Geschickes damit anfangen will und einen Garten oder nur einen Balkon zur Verfügung hat, so verwandelt man ihn in einen „Berlepschen Futterbaum“, sagen wir kurz: in einen Vogelbaum. Das heißt: Man mischt allerhand Sämereien, Hanf, Hirse usw., und sonstiges Vogelfutter in reichliches geschmolzenes Fett, und damit übergießt man dann die Zweige. Dort erstarrt, und nun hält der Baum die kalten Monate hindurch für alles gesiederte Getier gedeckten Tisch. Man wird sich bald wundern, wie zahlreich die Gäste kommen, und wie schöne und auch seltene darunter. Und welches Treiben dann im Vogelbaum, von dem man nur den Schnee fernhalten oder hübsch abschütteln muß! Am einfachsten geht's natürlich, wenn der Platz gedeckt ist. Kommt dann der Frühling und ziehen die Gäste weiter, so ist zum Verbrennen immer noch Zeit; mit den Fettresten dran brennt's dann sogar erst recht gut.